

Armin Wunderli

Die Integration der nächsten Generation in die Gemeinde als religionspädagogische Aufgabe

Ein Vergleich verschiedener Konzepte in der Praktischen Theologie

Vor einiger Zeit ging ich mit meiner Familie in einem Basler Park spazieren. Es war Winter, und der Park war verschneit. Trotzdem war viel los: Auf allen Parkwegen zogen Cliques und übten für die Fasnacht. Im Gleichschritt marschierten die kleinen Gruppen durch den Schnee und spielten Piccolo-Flöten und Trommeln. Dieser Brauch wirkte auf uns etwas antiquiert, und wir schauten uns die Cliques genauer an. Gab es hier auch junge Leute, oder waren alle Mitglieder eher älter? Daraus zogen wir Rückschlüsse, ob damit zu rechnen sei, dass die Cliques in einigen Jahren oder Jahrzehnten immer noch existieren würden. Zu unserer Überraschung stellten wir fest, dass auch junge Leute dabei waren. Offenbar betreiben die Cliques Nachwuchsförderung.

Was für die Fasnachtscliques gilt, gilt für jeden Verein. Wenn er sich nicht darum bemüht, junge Leute zu gewinnen, wird er mit der Zeit sterben. Eine Kirchengemeinde macht hier keine Ausnahme. Wenn dort keine Kinder sind, wird sie die jetzige Generation nicht überdauern. Beim Gewinnen von jungen Leuten kann eine Gemeinde zwei Wege gehen: Sie kann versuchen, Leute zu gewinnen, die noch keinen Kontakt mit einer Kirche haben. Sie kann aber auch versuchen, die Kinder und Jugendlichen zu gewinnen, deren Eltern bereits Mitglieder sind. Diese Kinder und Jugendlichen nenne ich die „nächste Generation“.

Wenn eine Gemeinde weiter bestehen will, soll sie also versuchen, die nächste Generation zu integrieren. Das scheint auf den ersten Blick klar zu sein. Ich möchte nun einige Konzepte aus der Religions- bzw. Gemeindepädagogik auf die Frage hin untersuchen, ob sie diese Meinung teilen. Weiter möchte ich dann herausfinden, wie sie ihren Standpunkt begründen. Im letzten Teil geht es um biblische Prinzipien zu diesem Thema.

Ich habe den Begriff „Gemeinde“ dem Begriff „Kirche“ vorgezogen. Es geht mir nicht um die Frage, welche Kirche bzw. welche Denomination gemeint ist. Mit „Gemeinde“ meine ich die Ortsgemeinde, also den Ort der religionspädagogischen Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen. Das kann eine römisch-katholische, eine evangelische oder eine freikirchliche Gemeinde sein.

1. Standpunkte

1.1 Zulehner

Zuerst möchte ich auf zwei Konzepte eingehen, die bereits etwas älter sind. Die Pastoraltheologie von Paul Zulehner ist 1990 erschienen. Zulehner war Professor an der Katholischen Fakultät in Wien. Er sagt, dass die Gemeinde das Ziel nicht aufgeben darf, das Evangelium in die nächste Generation hineinzutradieren. Es soll auch morgen Gemeinden geben, die aus gläubigen Christen bestehen.¹ Damit dies gelingt, soll die Gemeinde möglichst viele Kontaktmöglichkeiten zwischen den Mitgliedern und den Kindern und Jugendlichen schaffen. Nach der Taufe trage die Gemeinde die Verantwortung dafür, die Glaubensgeschichte des Kindes zu prägen.² Eine Integration der nächsten Generation ist für Zulehner wichtig, weil der christliche Glaube in der heutigen Kultur angefochten wird.

1.2 Wegenast & Lämmermann

Das andere Konzept wurde 1994 von den evangelischen Theologen Klaus Wegenast und Godwin Lämmermann verfasst.³ Wegenast war in Bern, Lämmermann ist in Augsburg. In ihrem Buch legen sie immer wieder Wert darauf, dass die Kinder und Jugendlichen nicht von der Gemeinde vereinnahmt werden. Die Gemeinde habe keinen Missionsauftrag an den Kindern.

Es geht ihnen auch nicht darum, dass die Gemeinde bestimmte Bekenntnisse weitertradiert, sondern sie sehen die Gemeinde als Lernort für den Einzelnen. Hier kann sich die Religiosität entwickeln, und was jedem als fundamental wichtig erscheint, wird zum Bekenntnis erhoben. Diese Vorgehensweise wird als „induktiv“ bezeichnet. Nicht Inhalte oder Bekenntnisse, auch nicht die Tradition sind Ausgangspunkte, sondern der Mensch, der Teil der Gemeinde ist. Im Gegensatz dazu ist die Vorgehensweise Zulehners deduktiv: Er will bestimmte Inhalte an die nächste Generation weitergeben.

Wegenast und Lämmermann begründen die induktive Vorgehensweise mit der Rechtfertigungslehre. Diese sage aus, dass der Mensch von Gott angenommen und damit jeglicher Verfügungsgewalt des Menschen und auch der Kirche entzogen sei. Er könne also frei entscheiden, was er wie glauben will.⁴ Dieser Gegensatz zwischen dem induktiven und dem deduktiven Vorgehen wird auch die neueren Konzepte prägen.

1 Paul Zulehner, Andreas Heller: *Übergänge. Pastoral zu den Lebenswenden*, Düsseldorf: Patmos, 1990, 238.

2 A. a. O., 241.

3 Klaus Wegenast, Godwin Lämmermann: *Gemeindepädagogik. Kirchliche Bildungsarbeit als Herausforderung*, Stuttgart: Kohlhammer, 1994.

4 A. a. O., 63.

1.3 Kunstmann

Die Religionspädagogik von Joachim Kunstmann wurde 2004 publiziert.⁵ Kunstmann ist evangelischer Theologe in Weingarten. Er vertritt eine ähnliche Position wie Wegenast und Lämmermann: Die Integration der nächsten Generation in die Gemeinde hat für ihn keine Priorität. Ausgangspunkt ist die kulturelle Situation: Die Gemeinde kann nicht mehr davon ausgehen, dass die christlichen Inhalte allgemein anerkannt sind. Deshalb ist es besser, wenn die Gemeinde nicht diese Inhalte zum Ausgangspunkt nimmt, sondern den Menschen. So wie Wegenast und Lämmermann sieht auch Kunstmann die Gemeinde als Lernort, der hilft, die eigene Religiosität zu entwickeln. Er grenzt sich aber nicht mehr so scharf von einer Integration der nächsten Generation ab; sie kann sogar sinnvoll sein, denn die Gemeinde hat viele Schätze, die sie für die religiöse Bildung der Kinder einsetzen kann.⁶

Das Ziel der religiösen Bildung ist eine gesunde, reife, lebensfähige und souveräne Persönlichkeit. Die Gemeinde kann dazu beitragen, dass dieses Ziel erreicht wird. Dazu setzt sie ihre Tradition und ihre Riten ein. Die Integration der nächsten Generation steht dabei nicht im Vordergrund, ist aber eine Möglichkeit, das Ziel zu erreichen.⁷

Auch Kunstmann will induktiv vorgehen. Am besten kommt dies zum Ausdruck, wenn er sagt, dass es nicht darum gehe, dem Kind die Fragen, die es stellt, zu beantworten. Der Lehrer soll zwar Fragen zulassen, aber an das Kind zurückgeben: „Was denkst du darüber?“ So soll das Kind lernen, selber eigene Antworten zu finden.⁸

1.4 Boschki

Reinhold Boschki ist Professor für Religionspädagogik an der Katholischen Fakultät in Bonn. Seine „Einführung in die Religionspädagogik“ ist 2008 herausgekommen und ökumenisch ausgerichtet.⁹ Boschki möchte also nicht nur die eigene, sondern alle christlichen Konfessionen ansprechen.

Er verwendet das Begriffspaar induktiv/deduktiv zwar nicht, aber er nimmt trotzdem dazu Stellung, wenn er schreibt, dass die Gottesbeziehung für den Menschen nicht fremd ist und deshalb nicht von außen anerzogen werden muss. Der Mensch sei „gottbegabt“. Diese Begabung soll durch die Lernprozesse sensibilisiert werden.

5 Joachim Kunstmann: *Religionspädagogik. Eine Einführung*, Tübingen: Francke, 2004.

6 A. a. O., 5.

7 Ebd.

8 A. a. O., 98.

9 Reinhold Boschki: *Einführung in die Religionspädagogik*, Darmstadt: WBG, 2008.

Der Bezug zur Gemeinde ist Boschki wichtig, aber auch die Eigenständigkeit des Einzelnen. Die Balance zwischen diesen beiden muss immer wieder gefunden werden. Die Integration in die Gemeinde soll deshalb nicht zu stark sein; darum grenzt er sich auch gegen „evangelikale Sekten“ ab, durch welche die Menschen in „problematische Abhängigkeitsverhältnisse“ geraten würden.¹⁰

1.5 Mauerhofer

Armin Mauerhofer ist Professor an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule in Basel, einer privaten evangelikalen Hochschule, und vertritt einen freikirchlichen Ansatz. Seine „Pädagogik auf biblischer Grundlage“ ist erstmals 2001 erschienen und wurde 2009 in leicht überarbeiteter Fassung neu aufgelegt.¹¹

Ein wesentliches Ziel der christlichen Kinder- und Jugendarbeit sieht er in der Integration in die Gemeinde. Damit vertritt er dieselbe Position wie Zulehner. Beiden geht es darum, die christliche Botschaft an die nächste Generation weiterzugeben, also deduktiv zu arbeiten. Für Mauerhofer hat das Kind nicht von Anfang an eine Gottesbeziehung, die es zu fördern gilt, sondern das Kind kommt zu einer Gottesbeziehung, wenn es an Jesus glaubt. Deshalb ist es das Ziel der christlichen Erziehung, dem Kind die christlichen Inhalte zu vermitteln, damit es den Glauben an Jesus annehmen kann.

Wenn das Kind an Jesus gläubig geworden ist, wird es Teil der Gemeinde. Die Kinder- und Jugendarbeit soll nicht nur zu Jesus führen, sondern auch in die Gemeinde.¹²

1.6 Ertrag

Die Frage, ob Kinder und Jugendliche in die Gemeinde integriert werden sollen, wird also nicht nur unterschiedlich gewichtet, sondern auch unterschiedlich beantwortet. Seit den 90er Jahren haben sich die Positionen nur in den Details verändert; die Grundzüge sind gleich geblieben. Auf der einen Seite steht die Position Zulehners und Mauerhofers. Sie wünschen eine gute Integration der nächsten Generation in die Gemeinde. Auf der andern Seite stehen Wegenast / Lämmermann, Kunstmann und Boschki. Während man sich in den 90er Jahren noch stark gegen die Integration der nächsten Generation in die Gemeinde abgegrenzt hatte, wurde diese Position etwas aufgeweicht: Die Integration wird jetzt als Möglichkeit gesehen, aber sie soll nicht allzu stark sein.

10 A. a. O., 56.

11 Armin Mauerhofer: *Pädagogik auf biblischer Grundlage*, 2., verb. und aktualisierte Aufl., Hamburg: VTR; RVB, 2009.

12 A. a. O., 347.

Die Begründung der jeweiligen Standpunkte hat sich nicht verändert. Um diese soll es im Folgenden gehen, wobei ich die neueren Modelle von Kunstmann, Boschki und Mauerhofer auf diese Frage hin untersucht habe.

2. Begründungen der Standpunkte

2.1 Induktiv oder deduktiv?

Dieses Begriffspaar findet man bei Wegenast / Lämmermann und auch bei Kunstmann immer wieder. Auch wenn es die andern Autoren nicht explizit verwenden, nehmen sie doch Stellung dazu.

Ein induktives Vorgehen ist ein Lernprozess, der vom Besonderen zum Allgemeinen führt. Dieser Prozess wird in der Religionspädagogik auf den Glauben angewendet: Am Anfang steht die Religion des Einzelnen bzw. sein religiöses Gefühl und seine religiösen Erlebnisse. In einer Gruppe (Religionsunterricht, Gemeinde, etc.) kommen nun einzelne Personen zusammen, um über ihre persönlichen Erfahrungen und über ihren persönlichen Glauben auszutauschen.

Das Gegenteil ist die deduktive Vorgehensweise. Auf den Glauben bezogen bedeutet dies: Ausgangspunkt ist die Lehre, die vermittelt werden soll. Der Mensch erforscht nicht sich selbst, sondern die vorgegebene, biblische Lehre, die er dann auf sein Leben anwendet.

Die Abkehr von der deduktiven Arbeitsweise wurde zuerst von Richard Kabisch gefordert. 1910 erschien sein Buch „Wie lehren wir die christliche Religion?“ in mehreren Auflagen. Dieses Buch war von der liberalen Theologie sowie von der neu aufkommenden Psychologie beeinflusst. Die Religionspädagogik soll nicht mehr einfach die christlichen Inhalte weitergeben, sondern insofern wissenschaftlich arbeiten, als sie die religiöse Entwicklung des Menschen erforscht.¹³ Indem der Mensch nun Ausgangspunkt der Religionspädagogik war, wurden nicht nur die christlichen Inhalte sondern auch die Gemeinde geschwächt.

Die Frage, ob in der Religionspädagogik induktiv oder deduktiv gearbeitet werden soll, hängt direkt vom Menschenbild ab. Wenn die Gottesbeziehung von Anfang an im Menschen vorhanden ist, kann induktiv gearbeitet werden; wenn die Gottesbeziehung von außen an den Menschen herangetragen werden soll, muss deduktiv gearbeitet werden.

13 Kunstmann, *Religionspädagogik*, 49–50.

2.2 Anthropologische Voraussetzungen

Nach Kunstmann ist Religion etwas, was im Menschen ist. Sie kann nicht gelehrt, sondern nur gefördert oder angestoßen werden.¹⁴ Da es sich aber um eine grundlegende menschliche Komponente handelt, ist es wichtig, dass ein religiöser Bildungsprozess angestoßen wird. Der Mensch soll lernen, religiöse Erfahrungen zu machen und darüber mit andern auszutauschen, weil dies zu seinem Wesen gehört. Aus diesem Grund ist es auch nicht entscheidend, dass der Mensch zur christlichen Religion findet.¹⁵

Kunstmann führt sein Religionsverständnis auf Schleiermacher zurück: Wenn Religion per Lehrsatz gelehrt werde, sei dabei nicht sichergestellt, ob sie beim Lernenden ankomme. Laut Schleiermacher ist der beste Katechismus deshalb derjenige, den sich ein Mensch selber macht.¹⁶ In seinen „Reden“ schreibt er:

Ihr habt recht, die dürftigen Nachbeter zu verachten, die ihre Religion ganz von einem Andern ableiten oder an einer toten Schrift hängen, auf sie schwören und aus ihr beweisen. Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion, ein Denkmal, dass ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann? Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte.¹⁷

In etwas abgeschwächter Form findet man diesen Standpunkt auch bei Boschki. Er geht von Karl Rahner aus, der sagt, dass das Kind in jeder Altersphase eine unmittelbare Beziehung zu Gott habe.¹⁸ Das Kind sei nicht ein „Mängelwesen“, das die Aufgabe habe, möglichst bald erwachsen zu werden, sondern es könne in jedem Stadium seiner Entwicklung die Beziehung zu Gott gestalten. Bei dieser Voraussetzung ist es die Aufgabe der Gemeinde, das Kind zu begleiten und ihm Glaubenshilfe zu geben. Da niemand den christlichen Glauben erfinden kann, braucht der Erzieher zwar eine solide Grundlage, aber er soll darauf achten, dass das Kind selbst zum Subjekt seines Glaubens wird.¹⁹

Im Gegensatz zu Kunstmann und Boschki will Mauerhofer für die Beschreibung des Menschenbildes von der Offenbarung Gottes, der Bibel ausgehen. Er ist davon überzeugt, dass nur Gott dem Menschen sagen kann, wer er ist.²⁰ Mauerhofer sagt nun, dass der Mensch zwar fähig ist, mit Gott Gemeinschaft zu haben; diese Gemeinschaft ist aber durch den Sündenfall verloren gegangen. Die Aufga-

14 A. a. O., 38.

15 A. a. O., 130.

16 A. a. O., 36.

17 Friedrich Schleiermacher, Carl Heinz Ratschow: *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern*, Stuttgart: Reclam, 1993, 81–82 (Erstausgabe: 121–122).

18 Boschki, *Religionspädagogik*, 75.

19 A. a. O., 75–76.

20 Mauerhofer, *Pädagogik*, 19 und 105.

be der Gemeinde ist es, den Menschen wieder in die Gemeinschaft mit Gott zu führen, was auch eine gute Gemeinschaft mit den Mitmenschen zur Folge hat.

Die Entscheidung der Frage, ob die Gottesbeziehung im Menschen angelegt ist oder von außen an ihn herangetragen werden muss, hat direkte Konsequenzen auf das, was die Gemeinde der nächsten Generation sagt. Ob der Mensch gerettet werden soll oder nicht bzw. was Rettung bedeutet, wird unterschiedlich beantwortet.

2.3 Soteriologische Voraussetzungen

„Soteriologie“ ist die Lehre von der Rettung, aber was bedeutet es, dass der Mensch gerettet werden soll?

Mauerhofers Soteriologie lässt sich so zusammenfassen: Die Beziehung des Menschen zu Gott ist durch den Sündenfall zerbrochen. Um diese Beziehung wieder herzustellen, ist Jesus auf die Erde gekommen. Durch sein Leiden und Auferstehen hat er alles in die Wege geleitet, dass der Mensch zu einem neuen Leben gelangen kann. Entscheidend ist, dass der Mensch dieses Erlösungswerk Jesu im Glauben annimmt. Das tut er, indem er seine Sünden bereut und dann dankend die Vergebung in Anspruch nimmt. Wenn er das getan hat, ist er aus dem Machtbereich Satans erlöst.²¹ Dabei gibt es keinen Automatismus: Der Mensch ist nicht von vornherein erlöst, sondern nur, wenn er an Jesus glaubt. Der Auftrag der Gemeinde ist es deshalb, allen Menschen von diesem Erlösungswerk weiterzuerzählen, damit sie es im Glauben annehmen können. Oder umgekehrt ausgedrückt: Der Glaube an Jesus soll der nächsten Generation nicht vorenthalten werden.

Kunstmann verwirft die Rechtfertigungslehre, die Mauerhofer beschreibt, und bezeichnet sie als eine der Vergangenheitslasten des Christentums. Sie könne dem heutigen Menschen nicht mehr gerecht werden, da sie den Menschen zu negativ einschätze, und die heutigen Probleme der Sinnfindung nicht mehr lösen könne.²² Das Verständnis der Rechtfertigung lässt sich bei Kunstmann am besten anhand seiner Aussage über die Taufe feststellen: Diese sei Gottes Zuspruch und wehre sich gegen jedes Leistungsdenken der modernen Welt.²³

Für Boschki beginnt die Beziehung des Menschen zu Gott bei der Schöpfung. Da der Mensch Ebenbild Gottes ist, sei diese Beziehung von Anfang an gegeben. Das Erlösungswerk Jesu zeige, dass Gott Beziehungspartner des Menschen bleiben wolle.²⁴ Die Beziehung zu Gott müsse deshalb nicht von außen anezogen werden, sondern der Mensch müsse dazu angeleitet werden, diese zu entdecken.

21 Mauerhofer, *Pädagogik*, 101–102.

22 Kunstmann, *Religionspädagogik*, 123–124.

23 A. a. O., 104.

24 Boschki, *Religionspädagogik*, 42.

Wenn die Gottesbeziehung von Anfang an im Menschen besteht, kann induktiv gearbeitet werden. Der Mensch kann selbst bestimmen, was und wie er lernen möchte, denn das Wesentliche ist in seinem Inneren. Hat er diese Gottesbeziehung nicht von Anfang an, muss deduktiv gearbeitet werden: Der Mensch muss Gott zuerst kennen lernen, bevor er eine Beziehung zu ihm aufbauen kann.

2.4 Die Bibel als Heilige Schrift

Boschki und Mauerhofer begründen ihre Soteriologie mit der Bibel. Bevor ich auf die biblischen Prinzipien eingehe, möchte ich das Bibelverständnis der drei Autoren untersuchen.

Für Mauerhofer ist die Bibel das Offenbarungswort Gottes. Er begründet dies damit, dass die Bibel selbst diesen Anspruch erhebt und führt dafür mehrere biblische Belegstellen an. Dann schließt er mit dem dritten Artikel der Chicago-Erklärung, der die Bibel als von Gott gegebene Offenbarung beschreibt.²⁵ Für die Gemeindepädagogik hat Mauerhofers Offenbarungsverständnis Konsequenzen: Die Kinder und die Jugendlichen sollen die Bibel als Gottes Wort kennen lernen. Sie ist die Norm, nach der es das Leben, auch das Gemeindeleben, zu gestalten gilt. Ihre Aussagen sind verbindlich.

Kunstmann bezeichnet zwar die Bibel als „Heilige Schrift“, weil sie „in ebenso dichter wie alltäglicher, jedenfalls nicht ersetzbarer Weise von Gottes- und Lebenserfahrungen erzählt.“²⁶ Aber er sieht sie nicht als Tatsachenbericht sondern als Niederschläge dramatisch-bewegender Erfahrungen.²⁷ Diesen großen Erfahrungsschatz möchte er in der pädagogischen Arbeit zwar einsetzen, aber es geht ihm dabei nicht darum, dass der Inhalt der Bibel oder ihre Lehren gelernt werden, da die wissenschaftliche oder die historisch-kritische Betrachtungsweise den Graben zur Bibel vergrößert habe. Die Bibel will für ihn nicht Norm sein, sondern helfen, eigene religiöse Erfahrungen zu machen. Der Sinn der Texte sei nicht vorgegeben und nicht objektivierbar. Der Leser wird beim Lesen selbst zum Autor.²⁸ Wenn nun die Erfahrungen der Bibel gut kommuniziert werden, zum Beispiel durch engagiertes Erzählen oder durch Bibliodrama, kann dies Erlebbarkeit und Betroffenheit auslösen. Der Zuhörer ist dann in der Lage, eigene religiöse Erlebnisse zu machen, die ihn in seiner religiösen Entwicklung weiterbringen.

Boschki nimmt die Bibel als Ausgangspunkt seiner Arbeit. Sein geschichtlicher Überblick über religiöses Lernen beginnt mit dem Buch Deuteronomium. Von dort führt die Betrachtung weiter zum Neuen Testament und dann durch die Theologiegeschichte. Etwas weiter hinten geht Boschki auf das Offenbarungs-

25 A. a. O., 61–63.

26 A. a. O., 184.

27 Kunstmann, *Religionspädagogik*, 184.

28 A. a. O., 183.

verständnis ein: In der römisch-katholischen Kirche habe bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil das instruktionstheoretische Modell vorgeherrscht. Demnach sei Offenbarung etwas, das von außen auf den Menschen zukomme und das dieser für wahr halten könne oder nicht. Dieses Offenbarungsmodell verkürze aber die göttliche Offenbarung auf die Übermittlung einer Doktrin.²⁹

Laut Boschki hat sich die Veränderung im 20. Jahrhundert vollzogen: Das Zweite Vatikanische Konzil sieht die Offenbarung nicht mehr als Vermittlung einer Lehre, sondern als Offenbarung der Person Gottes. Gott hat sich selbst offenbart und kommuniziert nun mit dem Menschen. Er tritt durch Jesus nicht als Belehrer auf, sondern will in Liebe mit dem Menschen in Beziehung treten. Das bedeutet, dass Gott mit dem Menschen nicht einen Monolog, sondern einen Dialog führen will, woraus eine Beziehung entsteht, die auf Wechselseitigkeit angelegt ist. Zu diesem Offenbarungsverständnis gehört die Seite des Menschen wesentlich dazu. Bei der Religionspädagogik steht deshalb nicht die Vermittlung von Katechismuswissen, sondern die Beziehung und die Kommunikation im Mittelpunkt.

Letztlich entscheidet sich also am Bibelverständnis, ob induktiv oder deduktiv gearbeitet werden soll. Wenn die Bibel Gottes Offenbarung ist, muss sie den Kindern und Jugendlichen nahe gebracht werden. Die Verkündigung fordert zum Glauben heraus und gliedert diejenigen, die glauben, in die Gemeinde ein, die der Leib Christi ist. Deshalb hat die Integration der nächsten Generation eine hohe Priorität.

Anders ist es, wenn man die Bibel lediglich als einen Schatz religiöser Erfahrungen sieht. In dem Fall reicht es, wenn die Kinder und Jugendlichen mit ihr in Berührung kommen. Das Ziel sind eigene religiöse Erfahrungen. Eine Integration in die Gemeinde, welche als Lernort gesehen wird, ist deshalb nicht erstrangig.

2.5 Das Gemeindeverständnis

Das Gemeindeverständnis hängt mit dem Bibelverständnis zusammen. Kunstmann sieht die Gemeinde mehr als Lern- statt als Zielort.³⁰ Hier können die Kinder und Jugendlichen gegenwärtige Religionsformen kennen lernen. Dadurch werden sie zu eigenen Erfahrungen angestoßen und können religiös gebildet werden.³¹ Als Konsequenz dieses Gemeindeverständnisses geht es nicht darum, Kinder und Jugendliche in die Gemeinde zu integrieren, sondern sie damit in Berührung zu bringen. Für die nächste Generation ist es nicht entscheidend, dass sie den Glauben der vorhergehenden übernimmt, sondern dass sie von dieser zu eigenem religiösem Lernen angestoßen wird. Dazu können die Gemeinde und die christlichen Traditionen eine Hilfe sein.

29 Boschki, *Religionspädagogik*, 46.

30 Kunstmann, *Religionspädagogik*, 23.

31 A. a. O., 48; siehe auch 137–138.

Für Boschki entsteht die Gemeinde durch Leute, die Jesus nachfolgen. Sie ist das Volk Gottes, das unterwegs ist. Die Gemeinde soll aber nicht durch idealisierte Vorstellungen überfordert werden, sondern die Menschen vor Ort sollen entscheiden, was machbar ist. So wird sie den vielfältigen Lebenswirklichkeiten gerecht und muss nicht versuchen, unrealistische Vorgaben umzusetzen. Interessant ist, dass die Gemeinde auch bei Boschki oft als Lernort bezeichnet wird.³² Hier berührt sich Boschki mit Kunstmann: Gemeinde ist ein Ort, an dem religiöses Lernen stattfindet.

Für Mauerhofer ist die Gemeinde mehr als ein Lernort. Sie wurde von Gott selbst ins Dasein gerufen. Grundlage ist das Erlösungswerk Jesu. Wer dieses Erlösungswerk angenommen hat, gehört zur Gemeinde. Ihr Mittelpunkt ist Jesus; er erhält und bewahrt sie. Das Ziel der Gemeinde ist es, dass Menschen zu Jesus geführt werden und dass jeder Gläubige ins Bild Gottes umgestaltet wird. Deshalb ist es wichtig, dass der Gläubige in der Gemeinde integriert ist und sich auch darum bemüht, dass seine Kinder in die Gemeinde integriert werden.

3. Biblische Prinzipien anwenden

Das Neue Testament beantwortet die Frage, ob die nächste Generation in die Gemeinde integriert werden soll, nicht explizit. Es gibt aber Hinweise, die zur Beantwortung dieser Frage dienen können. Bevor ich darauf eingehe, möchte ich aber einen Blick in das Alte Testament werfen. Das ist wichtig, um zu wissen, was im Neuen Testament vorausgesetzt wird.

Die Frage der Integration der nächsten Generation stellt sich im Alten Testament nicht in derselben Weise, denn diese wird vorausgesetzt. Israel war im politischen Sinne ein Volk, und selbstverständlich gehörten auch die Kinder dazu. Die Beschneidung, die bei jedem Buben am achten Tag vorgenommen wurde, war ein Zeichen der Zugehörigkeit.

Auch wenn also die nächste Generation selbstverständlich integriert wurde, lesen wir doch einige wichtige Grundsätze, die zwar weniger die Frage direkt, dafür aber vielmehr die oben beschriebenen Begründungen berühren. Ich möchte dies exemplarisch an Dtn 6 zeigen.

3.1 Deuteronomium 6

Das Kapitel beginnt mit der folgenden Aussage: „Dies sind die Gesetze und Gebote und Rechte, die der Herr, euer Gott, geboten hat, dass ihr sie lernen und tun sollt in dem Lande, in das ihr zieht, es einzunehmen“ (Dtn 6,1). Im Gegensatz zu allen andern Texten, die dieser Artikel behandelt, erhebt dieser den Anspruch,

32 A. a. O. 102–102; der Abschnitt über die Gemeinde, aus dem soeben zitiert wurde, ist mit „Lernorte“ überschrieben.

direkte Rede Gottes wiederzugeben. Das schließt einen leserzentrierten Ansatz aus: Der Hörer bzw. Leser soll die Botschaft Gottes verstehen und umsetzen. Er darf nicht aus dem Text lesen, was er will. Dieser Text will auch nicht eine subjektive Erfahrung beschreiben, sondern objektives Wort Gottes verkündigen.

Schon im zweiten Vers heißt es dann, dass nicht nur die Erwachsenen die Gebote Gottes halten sollen, sondern auch die Kinder. Die Gebote müssen möglichst unverfälscht an die Kinder weitergegeben werden. Diese müssen die Eltern beobachten können, damit sie lernen, wie die Gebote gehalten werden. Sie wissen also nicht aus sich selbst, was sie tun sollen, sondern sie lernen es von den Erwachsenen, indem sie diese zum Vorbild nehmen und indem die Erwachsenen gezielt mit den Kindern üben, die Gebote zu halten. Auf diese Weise werden die Gebote verinnerlicht, damit das Kind sie auch halten kann, wenn es erwachsen ist. Die Gebote Gottes werden ihm also anezogen. Das ist kein induktiver Vorgang, sondern in deduktiver Weise werden die Gebote vermittelt und mit ihm eingeübt.

Das Kind soll aber nicht nur die Gebote Gottes sondern auch die Liebe Gottes kennen lernen. Nur dadurch wird es fähig, Gott von ganzem Herzen zu lieben, wie es im fünften Vers gefordert wird. Bei der Offenbarung Gottes geht es also nicht nur um die Vermittlung eines Inhalts, sondern um die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen. Gott hat die Initiative ergriffen, um diese Beziehung aufzubauen; er hat den Menschen zuerst geliebt und zu ihm geredet. Die Liebe des Menschen ist die Antwort darauf. In diesem Sinne ist Boschki Recht zu geben, wenn er sagt, dass die Offenbarung Gottes nicht auf eine Doktrin verkürzt werden darf. Tatsächlich geht es auch in Dtn 6 nicht einfach um die Vermittlung von Wissen und Können, sondern um die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen. Bei der Kommunikation zwischen diesen beiden müssen aber die Größenverhältnisse gewahrt werden: Der Mensch kommuniziert nicht auf Augenhöhe mit Gott, sondern er soll die absolute Herrschaft Gottes anerkennen und seine Gebote halten.

In Vers 14 steht, dass das Volk nicht den Göttern dienen soll, die die andern Völker anbeten. Mit andern Worten: Das Volk soll seine Eigenart bewahren. Es soll sich nicht den herrschenden Kulturen anpassen. Wenn es das tut, wird es bald nicht mehr als Volk Gottes erkennbar sein. Das Volk Gottes ist damit mehr als ein Lernort, bei dem der Mensch seine eigene Religiosität entdecken kann. Es ist – wie es der Begriff sagt – auf Gott ausgerichtet, indem es sich an seine Normen hält. Dabei soll es verhindern, dass es mit der restlichen Gesellschaft verschmilzt.

„Wenn dich nun ein Sohn morgen fragen wird ...“ (V. 20ff): Die Eltern werden hier verpflichtet, den Kindern die Geschichte des Auszugs immer wieder zu erzählen. So wird die Grunderfahrung der Offenbarung Gottes wach gehalten. Durch die Erzählung wird sie von den Erwachsenen und von den Kindern immer wieder neu erlebt. Dadurch lernt das Kind, dass der Glaube nicht auf subjektiven Erfahrungen beruht, sondern auf dem Wirken Gottes. Dieses Wirken war zu ei-

nem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort erfahrbar. Die Erinnerung daran darf nicht verblässen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Prinzipien aus Dtn 6 eine induktive Vorgehensweise ausschließen. Die Beziehung zu Gott ist nicht im Menschen angelegt, sehr wohl aber die Fähigkeit, diese Beziehung zu erlangen. Dazu ist es nötig, dass der Mensch die Gebote Gottes immer wieder hört und dabei lernt, sie zu tun.

3.2 Der apostolische Anspruch des Neuen Testaments

In seinem Anspruch unterscheidet sich das Neue Testament nicht vom Alten. Lukas schreibt zum Beispiel im Prolog zu seinem Evangelium, dass er sich darum bemüht hat, die Ereignisse so aufzuschreiben, wie sie tatsächlich geschehen sind. Dazu hat er gründlich geforscht. Paulus formuliert mit apostolischer Autorität, wenn er zu Beginn seines Briefes an die Römer schreibt, dass er dazu berufen wurde, das Evangelium zu verkündigen.

Im Neuen Testament beruht der Glaube wie auch im Alten Testament auf einer geschichtlichen Tatsache, in diesem Fall der Auferstehung. Das ist die Geschichte, die immer wieder erzählt wird, und die die Grundlage des Glaubens bildet. So erstaunt es nicht, dass Paulus sagt: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig“ (1 Kor 15,17).

Paulus und die andern Apostel legten großen Wert darauf, das Evangelium unverfälscht weiterzugeben. Der Galaterbrief beispielsweise beginnt gleich mit diesem Thema: In Gal 1,6–9 beklagt sich Paulus, dass sich die Galater vom Evangelium abgewendet haben. In Vers 10 schreibt er: „Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zuliebe? Oder suche ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich noch Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ Paulus weiß sich nicht seinen Zuhörern, sondern Gott verantwortlich. Deshalb ist für ihn ein induktives Vorgehen ausgeschlossen: Er kann nicht predigen, was die Leute gerne hören möchten, sondern er muss ihnen sagen, was Gott ihm aufs Herz gelegt hat (siehe auch 1 Thess 2,4). Dabei hat er zu beachten, dass sich die Botschaft, die er von Gott bekommen hat, nicht bei der Verkündigung verändert.

In den späteren Schriften des Neuen Testaments ist die Weitergabe der richtigen Lehre ein wichtiges Thema. In 2 Tim 3,14–17 schreibt Paulus eine eindringliche Ermahnung an Timotheus, bei der Lehre zu bleiben, die er von ihm kennen gelernt hat. Die Grundlage dieser Lehre ist die Schrift, die von Gott eingegeben ist. Etwas weiter unten (2 Tim 4,3) sagt Paulus voraus, dass es in Zukunft Lehrer geben wird, die das lehren, was die Leute gerne hören möchten. Timotheus aber soll sich davor hüten.

Ähnlich äußert sich Petrus in seinem zweiten Brief. Die Botschaft, die er der Gemeinde verkündigt hat, ist nicht frei erfunden. Es handelt sich vielmehr um ein prophetisches Wort, das einen göttlichen Ursprung hat (2 Petr 1,16–21). Auch

Judas ermahnt die Gläubigen in seinem kurzen Brief, für den Glauben zu kämpfen, „der ein für alle Mal den Heiligen überliefert ist“ (Jud 3).

Es sind eindringliche Worte, die von den Aposteln geschrieben wurden, oft kurz bevor sie starben. Sie machten sich Sorgen darüber, dass das Evangelium nach ihrem Tod verändert würde. Deshalb appellierten sie an die Gläubigen, an der Botschaft festzuhalten, die sie bekommen hatten. Oder mit andern Worten: Der Leser des Evangeliums darf nicht selbst zum Autor werden, sondern er soll sich sehr darum bemühen, den Text so zu verstehen, wie ihn der Autor gemeint hat.

3.3 Das neutestamentliche Volk Gottes

Da Israel im Alten Testament ein Volk war, stellte sich die Frage der Integration der nächsten Generation nicht. Anders sieht es im Neuen Testament aus. Christ wird man nicht durch Geburt sondern durch die Wiedergeburt, die durch den Glauben an Jesus geschieht. Man wird nicht am achten Lebenstag beschnitten, sondern auf Grund des Glaubens getauft. Die ersten neutestamentlichen Gemeinden lebten in einer ähnlichen Situation wie wir heute: Die damalige Gesellschaft war pluralistisch, und der christliche Glaube wurde von der griechisch-römischen Kultur nicht unterstützt.

Interessant ist nun, dass das Neue Testament trotz dieser unterschiedlichen Situation von der Gemeinde als dem Volk Gottes spricht. In 1 Petr 2,9–10 steht:

Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht; die ihr einst nicht ein Volk wart, nun aber Gottes Volk seid, und einst nicht in Gnaden wart, nun aber in Gnaden seid.

Wie das Volk Israel wurde auch die Gemeinde von Gott auserwählt. Sie ist ein heiliges Volk, eine königliche Priesterschaft. Das ist viel mehr als ein Lernort. Hier steht nicht der Mensch im Mittelpunkt, der seine eigene Religiosität entwickelt, sondern Gott selbst ist es, der die Gemeinde gegründet hat. Dieser Grundsatz erinnert auch daran, dass die Gottesbeziehung nicht von Anfang an existierte. Gott selbst hat dafür gesorgt, dass sein Volk entstehen konnte. Der Text will zur Dankbarkeit für die Erwählung Gottes anregen.

Der Auftrag der Gemeinde ist es, Gottes Wohltaten zu verkündigen. Petrus muss nicht wiederholen, dass es sich dabei zuerst um die Auferstehung Jesu handelt. Aber auch alles andere, was die Gemeinde von Gott erfahren hat, soll sie andern weitergeben. Die Kinder sind hier nicht explizit genannt, aber warum sollen sie davon ausgenommen sein? Sie sind doch die ersten, die hören sollen, was Gott Gutes getan hat.

Ein ähnlicher Text findet sich in Tit 2,14: „... Jesus Christus, der sich selbst für uns gegeben hat, damit er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit und reinigte

sich selbst ein Volk zum Eigentum, das eifrig wäre zu guten Werken.“ Hier wird das Erlösungswerk Jesu als zentrales Ereignis für die Gründung der Gemeinde beschrieben. Gott ist es, der die Gemeinde durch Jesus konstituiert, nicht der Mensch. Jesus hat die Initiative ergriffen und dadurch die Gemeinde ermöglicht.

Als neutestamentliches Volk Gottes steht die Gemeinde in einem Gegensatz zur Gesellschaft, in der sie lebt. Der Befehl aus Dtn 6, dass das Volk Gottes seine Identität bewahren soll, ist also aktueller als im Alten Testament. Der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Brezinka beklagte sich jedoch schon vor über zwanzig Jahren darüber, dass die Kirche dieses Ziel aus den Augen verloren hat:

Nachdem die Christen ihr weltanschauliches Monopol verloren hatten und der Konkurrenz achristlicher Bewegungen mit ihren anziehenden Idealen der (autonomen) Vernünftigkeit, des diesseitigen Glücks, der Toleranz, der Freiheit und der Menschenrechte ausgesetzt worden sind, sind in ihren zusammenschmelzenden Reihen viele meinungsbildende Personen vor allem zu beteuern bemüht, dass die meisten Ideale der modernen Heiden auch ihre Ideale sind. Statt die ‚Unterscheidung der Geister‘ (1 Kor 12,10) zu wagen und sich abzugrenzen, hat man sich der sogenannten ‚Welt‘ bis zur Anbiederung geöffnet.³³

3.4 Die Kinder als Teil des Hauses

Bei der Erziehung der Kinder soll die Gemeinde also darauf achten, dass sie nicht einfach die Werte der Gesellschaft übernimmt. In Dtn 6 werden vor allem die Eltern in die Pflicht genommen. Aber welche Rolle spielt die Gemeinde dabei? Da auch die neutestamentliche Gemeinde in einer pluralistischen Gesellschaft lebte, stellt sich die Frage, was das Neue Testament über die Integration der Kinder aussagt.

Damals war das Haus der wichtigste Versammlungsort der Gemeinde. Hier wurden gemeinsame Mahlzeiten gehalten (Act 2,36) und das Evangelium verkündet (Act 5,42). Später bekehrten sich ganze Häuser zum Glauben an Jesus. Beispiele sind Cornelius (Act 11,14), Lydia (Act 16,15), der Kerkermeister in Philippi (Act 16,31–34), Krispus, der Synagogenvorsteher in Korinth (Act 18,8) und Stephanas (1 Kor 1,16).

Die Geschichte des Kerkermeisters gibt Aufschluss darüber über den Ablauf einer Bekehrung: Der Befehl zum Glauben wurde dem Hausherrn gegeben. Das Evangelium wurde allen Mitgliedern des Hauses verkündigt. Dann wurden er und das ganze Haus getauft. Kann man dabei den persönlichen Glauben bei allen Mitgliedern des Hauses voraussetzen? Bei Cornelius bekamen alle, die Petrus zuhörten, den Heiligen Geist (Act 10,44). Trotzdem muss man feststellen, dass die Texte bei den erwähnten Beispielen diese Frage meistens nicht beantworten. Weiter stellt sich die Frage, wie die Taufe der Kinder gehandhabt wurde, die

33 Wolfgang Brezinka: *Erziehung in einer wertunsicheren Gesellschaft. Beiträge zur praktischen Pädagogik*, 2., verb. Aufl., München: Reinhardt, 1986, 103.

nach der Bekehrung des ganzen Hauses zur Welt gekommen sind. Auch darüber gibt das Neue Testament keine Auskunft.

Obwohl nirgends steht, dass bei der Taufe des Hauses auch Kinder dabei waren, darf man annehmen, dass das mindestens der Fall sein konnte. Paulus hatte wohl nicht nur kinderlose Häuser getauft. Die Kinder wurden mit Sicherheit nicht von der apostolischen Verkündigung ausgeschlossen. Wenn wir lesen, dass das ganze Haus getauft wurde, kann man also davon ausgehen, dass das auch für die Kinder gilt. Die Bekehrung ganzer Häuser wurde von Paulus nicht nur geduldet sondern gewünscht und gefördert.

Dass die Kinder selbstverständlich ein Teil des Hauses waren, ist aus seinen Briefen ersichtlich. In Kol 3,20–21 und Eph 6,1–4 werden die verschiedenen Mitglieder eines Hauses angesprochen, unter anderem auch die Kinder. Roger Gehring, der in seiner Dissertation die Bedeutung der antiken Häuser für die christliche Mission untersucht hat, schreibt dazu:

Diese Mahnung impliziert wohl (vgl. den Ausdruck ‚im Herrn‘), dass die Kinder, bei denen sicherlich an Kinder im heranwachsenden Alter gedacht ist, solche sind, die getauft waren und damit zu Christus gehörten. Aus Stellen wie zum Beispiel Act 16,33 wissen wir, dass ganze Häuser als eine Einheit getauft worden sind. Diese Kol-Stelle [3,20–21; Anm. AW] ist ein indirekter Hinweis dafür, dass auch gläubige Kinder in den Hausgemeinden dabei waren, in denen dieser Brief vorgelesen wurde.³⁴

Die Kinder sollen den Eltern gegenüber gehorsam sein. In Eph 6,2–3 wird dies mit einem Zitat aus den Zehn Geboten begründet. Die Väter sollen die Kinder nicht einschüchtern. Das war damals nicht selbstverständlich. In Eph 6,4 liest man außerdem, dass die Väter die Kinder „in der Zucht und Ermahnung des Herrn“ erziehen sollen. Mit diesem kurzen Satz aktualisiert Paulus die ausführlicheren Anweisungen aus Dtn 6. Diese gelten also auch für das neutestamentliche Volk Gottes. Auch hier ist der Vater für die geistliche Erziehung der Kinder verantwortlich. So wie der israelitische Vater soll er dafür sorgen, dass seine Kinder die Geschichten Gottes mit seinem Volk kennen lernt. Die Kinder sollen die Bedeutung des Leidens und der Auferstehung nicht nur als vergangene Geschichte kennen lernen, sondern sie sollen die Auswirkungen dieser Geschichte im Leben des Vaters und der Mutter sehen können. Erziehen bedeutet nicht nur, Informationen zu vermitteln und Vorbild zu sein (obwohl das schon eine große Arbeit ist), sondern es bedeutet auch, dass der Vater das Leben als Christ mit den Kindern einübt. Wenn das Kind erwachsen ist, sollen die christlichen Grundsätze so verinnerlicht und eingeübt sein, dass das Kind in der Lage ist, selbständig als Christ zu leben.

Einer von diesen Grundsätzen ist, dass ein Christ Teil der Gemeinde ist. Die Eltern üben das mit den Kindern ein, indem sie es in die Gemeinde mitnehmen.

34 Roger W. Gehring: *Hausgemeinde und Mission. Die Bedeutung antiker Häuser und Hausgemeinschaften – von Jesus bis Paulus*, Gießen: Brunnen, 2000, 407–408.

So wird das Kind wie die Eltern ein Teil der Gemeinde, und wenn es erwachsen wird, muss es sich nicht ständig fragen, ob es als Christ in die Gemeinde gehen soll oder nicht. Die Teilnahme und die Mitarbeit in der Gemeinde sind dann selbstverständlich, weil es dies von den Eltern gelernt und mit ihnen eingeübt hat.

Auch wenn die heutige Kleinfamilie nicht dem damaligen Haus entspricht, lässt sich dieses Prinzip mühelos auf heute übertragen: Die Kinder sind als Familienmitglieder auch Teil der Gemeinde.

3.5 Zu Jesus führen und in die Gemeinde integrieren

Zur Zeit des Neuen Testaments wuchsen die Kinder also von Anfang an in die Gemeinde hinein. Die Trennung zwischen Familie und Gemeinde wurde nicht so strikt gehandhabt wie heute. Die Kinder erlebten die Liebe zwischen den Gemeindegliedern und die Vergebung nach einem Streit; sie sahen zu, wenn neue Gläubige getauft wurden und waren selbstverständlich dabei, wenn im Haus das Mahl des Herrn gefeiert wurde.

Angesichts dieser Beobachtung liegt es nahe, die Kinder gleich zu taufen, wenn sie zur Welt gekommen sind. Sie gehören ja dazu. Aber ist dieser Schluss zulässig? Grundsätzlich gilt, dass im Neuen Testament nur getauft wurde, wer tatsächlich an Jesus glaubte. Diese Voraussetzung ist bei kleinen Kindern noch nicht gegeben. Der Glaube an Jesus und die Zugehörigkeit zur Gemeinde gehören zusammen. Wenn man diese beiden Faktoren aber getrennt betrachtet, ergeben sich für die Gemeinde mehrere Optionen. Diese lassen sich wie folgt darstellen:

	<i>nicht in die Gemeinde integrieren</i>	<i>in die Gemeinde integrieren</i>
<i>nicht zu Jesus führen</i>	<i>Möglichkeit 1:</i> Es ist weder den Eltern noch der Gemeinde wichtig, dass das Kind in die Gemeinde integriert wird bzw. zu einem persönlichen Glauben an Jesus findet.	<i>Möglichkeit 2:</i> Das Kind wächst in die Gemeinde hinein, aber es kommt nicht zu einem persönlichen Glauben an Jesus. Vielleicht wurde ihm nie gesagt, dass ein solcher nötig ist, und da es immer schon zur Gemeinde gehörte, sah es nie die Notwendigkeit, dazu zu gelangen.
<i>zu Jesus führen</i>	<i>Möglichkeit 3:</i> Das Kind lernt zwar die biblischen Geschichten kennen und es glaubt an Jesus. Die Gemeinde spielt bei diesem Prozess aber höchstens eine untergeordnete Rolle. Das ist am ehesten möglich, wenn die Eltern zwar an Jesus glauben, aber nicht oder nur unregelmäßig die Gemeinde besuchen.	<i>Möglichkeit 4:</i> Das Kind wächst zwar von Anfang an in die Gemeinde hinein, weil es mit den Eltern mitgeht. Es lernt aber auch, dass der Glaube an Jesus zur Zugehörigkeit zur Gemeinde dazugehört. Erst wenn das Kind an Jesus glaubt, wird es getauft und als Mitglied aufgenommen.

Bei der *Möglichkeit 1* ist ein induktives Vorgehen möglich: Das Kind kann selbst entscheiden, was es gerne glauben bzw. lernen möchte. Eine konkrete Zielvorgabe gibt es nicht.

Die *Möglichkeit 2* bedeutet, dass die Integration des Kindes in die Gemeinde gut gelungen ist. Das Kind fühlt sich wohl und lernt zweifellos viel. Das Entscheidende lernt es aber nicht: Gott hat keine Enkel. Vielleicht wurde das Kind schon nach der Geburt getauft und denkt nun, dass es die Beziehung zu Jesus schon immer hatte. Das Neue Testament lässt aber keinen Zweifel, dass jeder Mensch die Umkehr nötig hat. Deshalb wurde damals auch nur getauft, wer tatsächlich an Jesus glaubte. Die Integration des Kindes in die Gemeinde wird ihm also letztlich nichts nützen, wenn es nicht auch zum Glauben an Jesus geführt wird.

Die *Möglichkeit 3* beschreibt den umgekehrten Weg: Das Kind glaubt zwar an Jesus, aber es wird nicht in die Gemeinde integriert. Die zweite und die dritte Möglichkeit leiden an derselben Krankheit: Jesus und die Gemeinde werden voneinander getrennt. Paulus vergleicht die Gemeinde an mehreren Stellen mit einem Leib (1 Kor 12,27; Eph 4,12–16). Das Haupt dieses Leibes ist Christus. Wenn man nun den Körper vom Kopf trennt, sterben beide. So ist ein Glaube auf Dauer nicht lebensfähig, wenn er entweder nur auf Jesus fixiert ist und die Gemeinde außer Acht lässt, oder wenn er nur auf der Tradition der Gemeindeglieder basiert. Jesus und die Gemeinde gehören unzertrennbar zusammen. Als Paulus die Gemeinde verfolgte, fragte Jesus ihn: „Was verfolgst du mich?“ (Act 9,4)

Die *Möglichkeit 4* versucht, diesem Prinzip gerecht zu werden. Das Kind wird zwar von Anfang an in die Gemeinde integriert, aber gleichzeitig wird ihm auch vermittelt, dass es zu einem eigenen Glauben an Jesus finden muss. Die Gemeindegemeinschaft aus Tradition wird nicht reichen. Damit steht die Gemeinde vor einer doppelten Herausforderung: Einerseits muss sie darauf achten, dass die Kinder gut integriert werden. Andererseits darf die Gemeinde aber dem Kind nicht den Eindruck vermitteln, dass es schon von Geburt an Christ ist. Deshalb ist es wichtig, dass die Eltern und die Gemeinde das Kind zu Jesus führen, wie es Mauerhofer in seiner Gemeindepädagogik verlangt. Er schreibt über das sechsjährige Kind:

Da das Kind das Erlösungswerk Jesu durchaus verstehen kann, sollte ihm dies immer wieder gründlich erklärt werden. Auch der Weg, wie es zur Vergebung seiner Sünden gelangen kann, muss ihm verständlich dargelegt werden.³⁵

Trotz der Zugehörigkeit zur Gemeinde muss das Kind also lernen, dass es nur dann zu einer Gottesbeziehung kommen kann, wenn es an Jesus glaubt. Das kann es tun, weil es sein Erlösungswerk versteht, wenn man es ihm erklärt. Wenn es dann zu einem persönlichen Glauben an Jesus findet, gelten natürlich auch alle andern Grundsätze aus der Apostelgeschichte, die in Act 2,38 zusammengefasst werden: Dem Kind werden die Sünden vergeben wie dem Erwachsenen. Es kann getauft werden wie Erwachsene. Und es bekommt den Heiligen Geist wie die Erwachsenen.

Für eine Gemeinde, die nach den biblischen Prinzipien leben will, kommt also nur die letzte der vier Möglichkeiten in Frage: Ein Kind in die Gemeinde zu integrieren und es zu Jesus zu führen sind zwei Seiten derselben Medaille. Wenn die Gemeinde diesen doppelten Auftrag ernst nimmt, wird sie nicht nur über die Generationen hinweg weiter bestehen, sondern sie hilft vielen Kindern und Jugendlichen, dass sie durch Jesus eine echte Beziehung zu Gott aufbauen können.

Armin Wunderli

The integration of the next generation in congregations as a responsibility of religious education: A comparison of concepts in contemporary practical theology

If one assumes that a relationship to God has been innate within human beings from the very beginning, this relationship merely has to be cultivated. In this case the decisive thing is that each person must find their own religion and be enabled to express it. An inductive approach results from this: In religious learning all

35 Mauerhofer, *Pädagogik*, 517.

determine for themselves what they want to learn. This is only possible if the Bible is read as a testimony of individual believers. In this case the integration of the children and adolescents is optional.

But the assumption that the Bible is divine revelation makes a deductive approach necessary. In this case one will have to communicate the biblical content in such a way that the child not only gets to know Jesus, but also is enabled to establish a relationship to him. Since the church is the body of Christ, good integration is essential. In this case the child gets to know examples and can observe what the life of a Christian looks like. In this way the child can encounter Jesus through the members of the church.